

Synzysen vokalisch auslautender Wörter vor vokalischem Anlaut im Lesbischen (z. B. Sappho frg. 1, 11) wird man ungern ein bisher unbelegtes zweisilbiges ἀήδων annehmen. Eine entfernte Möglichkeit, den Artikel zu erklären, wäre die, daß die Mädchen im verlorenen Teil des Gedichts bereits den Vergleich mit der Nachtigall gezogen hatten und nun darauf zurückverweisen. Damit kommt man zu der Ergänzung:

Ἄλλ' ἐγέρθεις ἡϊθ[έων ἄριστε] oder φέριστε  
 στεῖχε σοῖς ὑμάλικ[ας, ὡς ῥα πλῆθον]  
 ἥπερ ὄσσον ἀ λιγύφω[ρος ὄρνις] (ἀήδων?)  
 ἔπνον ἴδωμεν.

Das Fragment ist nicht ganz unwichtig, weil es etwas für die Ausführung des Hymenaios lehrt. Offenbar ist im Gegensatz zu den römischen Nachbildungen, die der damaligen Sitte entsprechen, das Lied nicht zu Beginn der Hochzeitsnacht, sondern während derselben gesungen worden, wobei offenbleiben mag, ob der Ritus wirklich noch verlangte, daß sie die ganze Nacht hindurch sangen, bis der Neuvermählte heraustrat, oder ob die Müdigkeit, wie oft in Volksliedern, ein konventionelles Motiv geworden war. Jedenfalls stehen diese lesbischen Lieder dem ursprünglichen Sinn der Begehung, die durch die magische Kraft des Liedes Schutz gegen die Gefahren der Brautnacht und Segen für die Zukunft geben soll, noch näher als die späteren Formen, wenn sich das auch lediglich in einem unverstanden konservierten Ritual zeigt.

Die angeführten Beispiele mögen zeigen, in welcher Richtung sich die Weiterarbeit an den Texten bewegen muß. Als ihre Grundlage ist hier eine Aufnahme des urkundlichen Bestandes geboten, die in dem schwer übersehbaren Gewirr von Publikationen und Nachvergleichen ein sicherer Führer ist, und die auf lange Zeit hin unentbehrlich bleiben wird.

Göttingen

Kurt Latte

**Heinrich Lüders †:** Beobachtungen über die Sprache des buddhistischen Urkanons. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Waldschmidt. Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst, 1952, Nr. 10. Akademie-Verlag, Berlin 1954. 196 S.

Obwohl der Gedanke, daß die in der Pali-Überlieferung erhaltenen buddhistischen Texte nicht die ursprüngliche Fassung des Kanons darstellen, sondern auf einer Übersetzung aus einem östlichen Prakritdialekt beruhen, in der europäischen Indologie auf eine langjährige Tradition zurückblickt, ist es lange nicht zu einer planmäßigen Sammlung der ostsprachlichen Reste im Palikanon gekommen. Die Forschung, die bislang auf verstreute Notizen bei verschiedenen Autoren angewiesen war, ist daher E. Waldschmidt zu großem Dank verpflichtet, daß er das

Manuskript des vorliegenden Bandes, in dem H. Lüders die Ergebnisse jahrzehntelanger Bemühungen um diese Probleme niedergelegt hat, in mühevoller Arbeit druckfertig gemacht und der Öffentlichkeit übergeben hat. Das Werk, das ursprünglich als Einleitung der verlorengegangenen Ausgabe des Udānavarga gedacht war, zerfällt in zwei Hauptstücke: das erste enthält eine Sammlung der bekanntesten Eigentümlichkeiten der Ostsprache, *l* für *r* und *e* für auslautendes *o*, das zweite eine Zusammenstellung aller übrigen lautlichen und morphologischen Erscheinungen des Pali, die Lüders für Überbleibsel aus dem ostsprachlichen Original hält. Als Anhang sind die erhaltenen Reste der Udānavarga-Ausgabe beigegeben, die zwar nicht mehr in unmittelbarer Beziehung zu dem Gesamtwerk stehen, aber füglich hier am besten untergebracht wurden; den Abschluß bilden ausführliche Indices, die dem Leser eine sofortige Orientierung über die behandelten Stellen und Wörter vermitteln. Vorausgeschickt ist dem Band ein gehaltvolles Geleitwort des Herausgebers, das die Geschichte des Werks beleuchtet und einen kurzen Überblick über die Urkanonfrage gibt.

Die Übersetzung der buddhistischen Schriften aus einem östlichen mittelindischen Dialekt ist durch Lüders' Werk zu einer unumstößlichen Tatsache erhoben worden, und daß der Verfasser auf der Suche nach möglichst zahlreichen Beispielen manches als Magadhismus angesprochen hat, was auf gemeinprakritischer Entwicklung oder auch nur auf einem Überlieferungsfehler beruht, kann an der Richtigkeit der Gesamtkonzeption nichts ändern. Eine kritische Würdigung wird daher nicht die beigebrachten Einzelbeispiele der Reihe nach durchgehen, sondern nur die Punkte herausgreifen, die entweder zu methodischen Erörterungen anregen, oder wo auch eine Revision der aus einer ganzen Beispielgruppe gezogenen Schlüsse angezeigt erscheint.

Die nur sporadische Erhaltung von Ostformen in den überkommenen Texten zwingt uns zweifellos dazu, mit Lüders anzunehmen, daß ursprünglich eine vollständige Übertragung des ostsprachlichen Kanons in den westlichen Pali-Dialekt beabsichtigt war; man darf also annehmen, daß sich die östlichen Reste immer nur unter ganz bestimmten Bedingungen finden, die sich auf philologischem Wege ermitteln lassen. Im Bereich des Formell-syntaktischen sind hier an erster Stelle Mißverständnisse zu nennen, die durch zweideutige Konstruktion entstanden sind; hierfür bietet die Sammlung von *e*-Formen des ersten Kapitels (p. 13—31) zahlreiche Beispiele. In dem Vers *niccam abbhāhato loko niccañ ca parivārito / amoghāsu vajantīsu kiṃ maṃ rajjena siñcasi* J 538, 102 (p. 24) beispielsweise ist die Verbindung beider Padas so locker, daß man zur Not auch übersetzen könnte: „Die Welt ist ewig bedrängt und ewig umzingelt. Wo die nicht spurlosen (Nächte) dahingehen, was willst du mich mit dem Königtum bekleiden?“, wenn nicht die zufällig zu dieser Stelle erhaltenen Parallelen im Skt. und Pkt. zeigten, daß es heißen muß „Wo diese Welt bedrängt ist usw.“; auch

J 531, 52 (p. 20) wurde dadurch nicht gerade sinnlos, daß man die Übertragung von *kule bhadde* usw. in einen entsprechenden *o*-Nominativ veräumte. Daß man in J 486, 13 (p. 19) *ayirañ ca kayirātha sukhehi ayiro* statt *\*sukho hi ayiro* „glückbringend nämlich ist ein Freund“ die Umsetzung unterließ, ist gut aus dem formalen Anklang an die unzähligen Instr. pl. auf *-ehi* erklärbar; die Assoziation an den Sg. *-ena* war wirksam bei J 533, 28 (p. 18) *lābhena* statt *\*lābho na*. Die häufige Verwechslung von *vo* < *vah* mit *ve* < *vai* (p. 27—31) war ohne schwerwiegende Folgen für das Textverständnis, da einerseits das enklitische *vo* nur sehr schwach deiktisch war, andererseits die farblose Partikel *ve* in keinem Zusammenhang wirklich störend wirken konnte. Auch in dem Vers *ke [ca] chave sigāle ke [pana] sīhanāde* D III, 25 (p. 15.) liegt ein Mißverständnis, kein „bewußtes“ (p. 14 u.) Einführen von Ostformen vor. *ke* vertritt hier nämlich nicht skt. *kaḥ* „wer?“, sondern ist der Lok. sg. des Interrogativstammes in der Bedeutung „wo?“, dessen Doppelsetzung hier wie die von *kva* im Skt. einen unüberbrückbaren Gegensatz bezeichnen soll<sup>1)</sup>; die entsprechende Paliform *ko* „wo?“, für die Geiger zwei Belege gibt<sup>2)</sup>, ist ein Hyperpalismus. Die ganze Konstruktion, die schon im Skt. nicht eben häufig ist, war dem Pali-Übersetzer unverständlich; das *e* von *ke* behielt er bei, weil er dies nicht mehr als „wo?“ erkannte, das von *chave sigāle* und *sīhanāde*, weil er darin fälschlich eine Kongruenz zu *ke* suchte. Echt-pali müßte der Pada lauten: *kva chavo sigālo kva sīhanādo*. Nach solchen Beispielen, die sich noch vermehren ließen, muß es unverständlich erscheinen, daß man im *Sāmaññaphalasutta* D I, 53 (p. 16) massenhafte *e*-Nominative stehen ließ, obwohl nicht der geringste Anlaß zu Mißverständnissen vorlag. Daß die *e*-Formen gerade den Irrlehrern in den Mund gelegt werden, während der Buddha, in dessen Rede doch am ehesten „Magadhismen“ zu erwarten wären, die westlichen *o*-Formen verwendet, spricht sehr zugunsten der scharfsinnigen Vermutung H. Becherts<sup>3)</sup>, daß die Formen, um die Irrlehrer auch sprachlich lächerlich zu machen, der zeylonesischen Volkssprache entlehnt wurden, von der wir aus Inschriften wissen, daß sie den Nom. sg. der *a*-Stämme gleichfalls auf *-e* bildete.

Zahlreiche neue Belege bietet Lüders auch für die zweite wichtige lautliche Besonderheit der Ostdialekte, den Ersatz von altem *r* durch *l*

<sup>1)</sup> Vgl. Meghadūta 5 *dhūmajyotiḥsalīlamarutām saṁnipātaḥ kva meghaḥ saṁdeśārthāḥ kva paṭukaraṇāḥ prāṇibhīḥ prāpaṇīyāḥ* „Was für ein Unterschied besteht doch zwischen einer aus Dampf, Licht, Wasser, Wind zusammengeballten Wolke und einer Botschaft, die von mit scharfen Sinnesorganen begabten Lebewesen aufgefaßt werden kann“, eigtl. „Wo ist eine . . . Wolke, wo eine Botschaft“. Weitere Belege bei Speyer, Sanskrit Syntax, p. 322.

<sup>2)</sup> Pāli, Literatur und Sprache § 25. 2, im Wörterbuch der Pali Text Society nicht verzeichnet. Die Annahme Geigers und des Referenten, Zwei Probleme der mittelindischen Lautlehre, p. 61, *ko* sei durch *Samprasāraṇa* aus *kva* entstanden, ist also aufzugeben.

<sup>3)</sup> Demnächst in der WZKM.

(p. 31ff.), aber nicht alle davon sind gleich stichhaltig. Mit größtem Vorbehalt für dialektgeographische Untersuchungen sind zunächst alle Wörter zu verwerfen, die keine indogermanische oder arische Etymologie aufweisen und auch in der Bedeutung in dem Verdacht stehen, aus einer nicht-arischen Sprache Indiens entlehnt zu sein. Da es ganz und gar unwahrscheinlich ist, daß die auf einem so weiten Gebiet gesprochenen nicht-arischen Sprachen Indiens in allen Teilen des Landes völlig gleichgestaltet waren, muß von vornherein damit gerechnet werden, daß die arischen Eroberer bei ihrem schrittweisen Vordringen über die Halbinsel lautlich verschiedene Varianten übernommen haben, oder auch bei fremdartigen Lautgebilden in verschiedener Weise substituiert haben. Tatsächlich zeigen sich die meisten lautlichen Unterschiede, die sich nicht durch arische Lautgesetze überbrücken lassen, gerade bei solchen nicht-arischen Wörtern, vgl. p. *kukkusa* neben skt. *kiknasa*, pkt. *tāmbola* neben skt. *tāmbūla*, skt. *dukūla* neben *dukāla*, usw. Zufällig findet sich unter Lüders *l*-Beispielen eines, bei dem die außerarische Herkunft schon ziemlich sicher ist. Zu skt. *aguru* „Aloe“ gibt es eine dravidische Entsprechung in tam. *akil*<sup>4)</sup>, dessen *l* deutlich darauf hinweist, daß die Sanskritform entweder auf einer volksetymologischen Umgestaltung nach *aguru* „leicht“, oder auf einer alten dravid. *r*-Dublette beruht<sup>5)</sup>; daß p. *agalu* (p. 43) mithin ebensogut eine in einem westlichen Dialekt erhaltene ältere Form repräsentieren kann, und auch die anderen Wörter dieser Art, *kumbhīla* „Krokodil“ ~ skt. *kumbhīra* (p. 52), *kulala* „Fischadler“ ~ skt. *kurara* (ib.), *daddula* „Art Reis“ ~ skt. *dardura* (p. 54), *sālikā* „Maina-Vogel“ ~ skt. *sārikā* (p. 68), *elanḍa* „Rizinus“ ~ skt. *eraṇḍa*<sup>6)</sup> (p. 51), u. a. nicht beweisend sind. Aber auch bei Wörtern indogermanischer Herkunft muß p. *l* statt *r* nicht in jedem Falle auf östliche Herkunft weisen. Man darf nie vergessen, daß das Pali nicht direkt auf das Skt. zurückgeht, sondern auf einen im großen und ganzen zwar nah verwandten, in Einzelheiten aber durchaus selbständigen Dialekt, und da wir bereits im ältesten Skt. einen Wechsel von *r* und *l* finden (Lüders bespricht selbst p. 31—34 eine Reihe von solchen Fällen), muß immer mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich im P. auch alte *l*-Formen erhalten haben, die mit dem spontanen Übergang *r* > *l* in der Ostsprache nichts zu tun haben. Lüders erklärt *cattālīsa* „40“ neben *cattārīsa* (p. 53), *pallānka* „Diwan“ für skt.

<sup>4)</sup> Burrow, BSOAS 11, 131; 12, 365.

<sup>5)</sup> Die zweite Möglichkeit ist weniger wahrscheinlich, da das Alter des *l* auch durch gr. *ἀγάλλορον* und hebr. *ʾahālīm* erwiesen wird. Das Gutturalsuffix des gr. Wortes deutet auf drav. Herkunft, vgl. skt. *āmaṇḍa* „Rizinus“ ~ tam. *āmaṇḍakku*, skt. *kulaththa* „Dolichos uniflorus“, diss. < \**kulakkha* für \**koḷakku* ~ tamil *koḷ* usw., gr. *φοίνιξ* „Dattelpalme“ ~ kanar. *payne* „Palme“, tam. *paṇai* (Ch. Autran, *Prélude à l'enlèvement d'Europe*, Paris 1938, p. 13, Zufallstreffer unter unhaltbaren Phantasmen). Zur Möglichkeit gr.-drav. Pflanzenetymologien vgl. hier noch gr. *φάσηλος* „Bohne“ ~ tam. *payaru*, kanar. *pesar*, tel. *pesalu*, gondi *pesel* usw. id.

<sup>6)</sup> Vielleicht verwandt mit skt. *amaṇḍa*, *āmaṇḍa* id. und damit durch verschiedene Dissimilation aus \**enaṇḍa*, \**ānaṇḍa* entstanden.

*patyañka* (p. 62), *pallatthita* „verdreht, verkehrt“ zu skt. *pariyasta* (p. 63) für Ostformen, aber die entsprechenden neuindischen Wörter haben auch im Westen nur *l*, selbst das Marathi, bei dem Entlehnung aus dem Osten ganz unwahrscheinlich ist<sup>7)</sup>. Nur für *haliddā* „Gelbwurz“, *dalidda* „arm“ gibt Lüders die Möglichkeit einer alten *r-l*-Dissimilation aus *hariḍrā*, *daridra* auf westindischem Boden zu (p. 68), und das Neuind. bestätigt dies<sup>8)</sup>, aber denkbar ist dieselbe Erklärung jedenfalls auch bei *ludda* < *raudra* (p. 67), *palissuta* < *parisruta* (p. 62), *sajjulasa* < *sarjurasā* (p. 68). Überhaupt läßt die Heranziehung des Neuind. die *r-l*-Frage in ganz neuem Lichte erscheinen. Daß die meisten Bihari-Dialekte jedes alte *l* in *r* verwandeln, hat man bisher so gedeutet, daß zuerst jedes *r* zu *l*, dann wieder jedes *l* zu *r* geworden sei<sup>9)</sup>, aber näher liegt doch die Annahme einer geradlinigen Entwicklung, daß nämlich im Bihari schon in mi. Zeit *r* gesprochen wurde und die *l*-Schreibungen der Aśoka-Inschriften, der Dramen und der Grammatiker lediglich auf einer frühen Vereinheitlichung der historischen Orthographie beruhen, die für *r* der gesprochenen Sprache bald *r*, bald *l* aufwies<sup>10)</sup>. Daß man sich dabei gerade für *l* entschied, liegt zweifellos daran, daß im Osten Indiens die heute in ganz Indien gültige dentale Aussprache von *r* (die sich ohne genauere phonetische Nachrichten schon allein aus der Gegenüberstellung mit dem zerebralen *r* < *ḍ* erschließen läßt), schon eher als im Westen eingetreten war<sup>11)</sup>. Ein direkter Beweis hierfür läßt sich nicht

<sup>7)</sup> Vgl. hindi *paḷāṅg*, panjabi *paḷāṅgh*, marathi, gujarati *paḷāṅg*; marathi *pāḷhā*; bei J. Bloch, La formation de la langue Marathe, p. 144, finden sich noch weitere Beispiele für *ry* > \**ly* > *ll*: *paḷeṭṭem* < *pariyatati*, *paḷāṅ* < *pariyāna*, *peḷṭem* < *preryati*. Für „40“ hat das Neuind. nach Turner, A Comparative and Etymological Dictionary of the Nepali Language s. v. *cālis* überhaupt nur *l*-Formen; gujar., mar. *cālis* sollen zwar Entlehnungen aus dem Hindi sein, doch vgl. genuin panjabi *cālī*, nepali *cālis*, hindi *cālis*.

<sup>8)</sup> Vgl. hindi *halad*, *halḍī*, panj. *halḍī*, gujar., mar. *haḷad* u. a., Turner a. a. O. s. v. *halado*.

<sup>9)</sup> J. Bloch a. a. O. 143f.; Grierson, ZDMG 50 (1896), p. 12; Hoernle, A Comparative Grammar of the Gaudian Languages, p. 13f.

<sup>10)</sup> Daß Aśoka auch in Inschriften *r* hat, die in der sog. Kanzleisprache abgefaßt sind, und gelegentlich auch Schwanken von *r* und *l* (Waldschmidt bei Lüders, p. 6 A. 4), ist ein Zeichen dafür, daß die Beseitigung des orthographischen Chaos, das bei den Liquiden besonders bei ungebildeten Schreibern herrschte, nicht überall in der gleichen Weise und gleich konsequent vorgenommen wurde. Die eigentümliche Regelung von Bhabra, nach der *r* in Konsonantengruppen bleibt (*priya*), sonst aber *l* eintritt (*lāja*), ist natürlich so zu verstehen, daß das *r* in der gesprochenen Sprache längst an benachbarte Konsonanten assimiliert war und nur als historisierender Schmuck geschrieben wurde, sonst aber die landesübliche Prakritschreibung durchgeführt wurde.

<sup>11)</sup> Der Barbarismus *he 'lavo* für *he 'rayaḥ* Śatapathabrāhmaṇa 3, 2, 1, 23, auf den Thieme, Language 31, Nr. 3, p. 437 hinweist, braucht kein echtes *l* zu meinen, sondern kann übertreibende Schreibung von dentalem *r* sein; unsere bayrische „Maß (Bier)“ wird von Norddeutschen mit „Moabl“ umschrieben, obwohl sie doch nur eine leicht gerundete Variante von nhd. *a* enthält. Bemerkenswert ist, daß es *alavo* heißt, nicht \**alave*.



erbringen; daß aber umgekehrt sich die zerebrale Aussprache von *r* im Westen noch länger gehalten hat, zeigt der Wandel *śr* > *sr* in der Gāndhārī<sup>12)</sup> und die Zerebralisierung von Dentalen vor *r* im Sindhi<sup>13)</sup>. Daraus ergibt sich, daß die auch nach den oben gemachten Einschränkungen immer noch zahlreichen östlichen *l*-Formen keine Magdhismen, sondern Hyperpalismen sind, die darauf beruhen, daß im eigentlichen Pali einem östlichen *r* bald *r*, bald *l* entsprach und der Umsetzer im Zweifelsfalle *l* einsetzte, weil es ihm echter, westlicher erschien. Daß es überhaupt zu Fehlumsetzungen kam, wird weitgehend auf dem Fehlen der betreffenden Wörter im Westen beruhen, wenn auch der Nachweis dafür nicht immer so schlüssig wie bei *antalikkha* „Luftraum“ (p. 43f.) und *māluta* „Wind“ (p. 64) erbracht werden kann. Auch bei den von Lüders im Palikanon entdeckten Wortspielen, die nur bei einer phonologischen Gleichheit von *r* und *l* voll verständlich sind, *ālayāni* — *ariya* (p. 74), *duddakhīro* — *vigatakhilo* (p. 75), *jarā* — *jala* (p. 76), ist eine *r*-Aussprache ohne weiteres denkbar. Weiter ist zu folgern, daß auch solche *l*-Formen im Skt., die erst in späterer Sprache begegnen, z. B. *lajjā* „Scham“ zu *rajyati* „errötet“ (bereits mit mi. Assimilation *jy* > *jj*) oder *alasa* „träge“ für *a-rasa* „saftlos“<sup>14)</sup>, nichts mit dem Zusammenfall von *r* und *l* in der Magadhi zu tun haben. Da die neuind. Dialekte mit Ausnahme des Bihari und Sindhi auch in diesen Fällen fast immer genau die gleiche *r-l*-Verteilung wie das Skt. aufweisen<sup>15)</sup>, kann es sich dabei nur um die Nachwirkungen einer uralten Dialektmischung handeln, die bereits in vorpanjabische, ja vorvedische Zeit fällt. Bemerkenswert ist dabei, daß das so weit nach dem Osten vorgeschobene Bengalische im Gegensatz zum Bihari noch *r* und *l* wie die übrigen neuind. Sprachen scheidet<sup>16)</sup>.

In die schwierigen Fragen der lautlichen Chronologie führt der Abschnitt über die Behandlung von einfachen inlautenden Verschlußlauten in der Ostsprache (p. 77—116). Die Bedeutung, die Lüders selbst diesem Punkt beimißt (vgl. den p. 8 abgedruckten vorläufigen Bericht an die Berliner Akademie), und die er für die gesamte indische Sprachgeschichte

<sup>12)</sup> T. Burrow, *The Language of the Kharoṣṭhi Documents of Chinese Turkestan*, p. 14.

<sup>13)</sup> Vgl. *trētriha* < *trayastrimśat*, *ḍrākha* < *drāḱṣā* usw.

<sup>14)</sup> P. Thieme a. a. O. p. 439.

<sup>15)</sup> Vgl. *rasa* in hindi, bengali, kaśmiri, mar. usw. *ras*, oriya *rasa*, panjabi *rahā* u. a. neben *alasa* in hindi *alas*, singhal. *las*, *ālasya* in hindi *ālas*, bihari *ālse*, panjabi *ālas*, marathi *ālas* u. a.; *rajyate* in hindi *rājnā*, panjabi *rajjñā*, gujar. *rājvū*, marathi *rājñē* u. a. neben *lajjā* in hindi, bihari *lāj*, panjabi *lajj*, marathi *lāj* usw.

<sup>16)</sup> Vgl. die Liste bei S. K. Chatterji, *The Origin and Development of the Bengali Language*, p. 543f. Zu der unhaltbaren Behauptung, die *r*-Formen seien erst durch aus Nordindien eingewanderte Brahmanen und durch den Einfluß des Skt. in die Sprache gelangt, konnte Chatterji (p. 536f.) nur kommen, weil er das Bengalische von vornherein für den direkten Nachfahren der alten Magadhi hielt, aber das ist eine Annahme, die umgekehrt erst des Beweises durch das sprachliche Material bedarf. Māgahī ist heute der Name eines Bihari-Dialekts!

auch wirklich hat, berechtigt zu seiner besonders ausführlichen Besprechung. — Bereits Sylvain Lévy hatte erkannt, daß die buddh. Termini *saṅghādisesa* und *ekodibhāva* auf *saṅgha-atiśeṣa* bzw. *eka-ūtibhāva* zurückzuführen sind und die Ostsprache daher bereits intervokalische Erweichung von Tenues kannte<sup>17)</sup>. Lüders hat nicht nur für  $k > g$ ,  $t > d$  zahlreiche neue Beispiele beigebracht, sondern weist auch einen Wandel  $p > v$  und  $c, j > y$  für die Ostsprache nach; zum Teil geschieht dies durch Hyperpalismen, einer glücklichen methodischen Neuerung, die gerade in der Verschußlautfrage zahlreiche mit der herkömmlichen Methode nicht lösbare Fragen klären hilft<sup>18)</sup>. Aber daß in derselben Ostsprache auch schon alte Medien im Inlaut geschwunden sind, wie Lüders annimmt, ist kaum glaublich. Denn das würde ja bedeuten, daß im Mi. zuerst die alten Medien ausgefallen seien, dann die Tenues erweicht worden, und dann diese neuentstandenen Medien abermals ausgefallen seien, während doch alles dafür spricht, daß zuerst die Tenues erweicht wurden, und dann alte und neue Medien zugleich ausfielen. In der Ardha-Magadhi sind  $k$  und  $g$  zwischen Vokalen entweder vollständig ausgefallen bzw. durch hiattilgendes  $y$  ersetzt, oder aber es erscheint dafür gleichmäßig  $g$ , z. B. in *pecchaga* „Zuschauer“ < *prekṣaka*, *macchigā* (neben *macchīyā*) „Fliege“ < *makṣikā* neben *jaga* „Welt“ < *jaḡat*, *naḡara* „Stadt“ < *naḡara*, usw. Das kann doch nur so gedeutet werden, daß die schriftliche Aufzeichnung der AMg. noch zu einer Zeit begann, als die Sonorisierung von  $k$  bereits vollzogen war, der darauffolgende Schwund von  $g$  aber noch im Fluß. Die Daigambarī<sup>19)</sup> verhält sich bei  $k$ ,  $g$  ebenso und läßt außerdem  $t$  und  $d$  in  $d$  zusammenfallen, ebenso die Dramen-Śauraseni; auch die schon früh aus dem Verband der indischen Sprachen ausgeschiedene Zigeunersprache zeigt in *jilo* „Herz“ < *hṛdaya*, *len* „Fluß“ < *\*nel* < *nadi*<sup>20)</sup> dieselbe Vertretung für ai.  $d$  wie für  $t$  in *šel* „100“ < *śata*, *mulo* „tot“ < *mṛta*. Bei den großen Übereinstimmungen, die die mi. Dialekte in allen wichtigen, systemverändernden Lautübergängen zeigen, ist es unwahrscheinlich, daß in der Behandlung der Verschußlaute die buddh. Ostsprache als einzige eine andere Reihenfolge befolgt haben soll. Bei dem Wandel  $c, j > y$  aber handelt es sich nicht um einen Ausfall, sondern um eine Spirantisierung, die mit der von  $p$  zu  $v$  auf einer Ebene liegt;  $y$  ist die spirantische Variante zu den Palatalen  $c, j$  und hat mit der *ya-śruti* der Prakritgrammatiker, einer rein orthographischen Besonderheit der Jainas, überhaupt nichts zu tun. Der Befund im Niya-Pkt. und in der damit eng verwandten Sprache des Kharoṣṭhī-Dhammapada, in dem die einfachen Labiale und Palatale im Inlaut zu  $v$  und  $y$ , die übrigen Verschußlaute aber zu den

17) JA X, 20 (1912) p. 502 ff.

18) Den Fällen mit hyperkorrektem  $p$  für  $v$  ist hinzuzufügen *supicchita* J V, 197 für *\*suwicchita* < *su* + *icchita* „wohlerwünscht“.

19) Mit Schubring für „Jaina-Śauraseni“.

20) Bisher unerklärt. Zur Metathese vgl. armen. zig. *nol* „Salz“ < mi. *loṇa*.

entsprechenden stimmhaften Spiranten verschoben sind<sup>21</sup>), könnte einen auf den Gedanken bringen, daß auch im östlichen Pkt. bei *k, g, t, d* bereits Spirantisierung zu *γ, δ* (den notwendigen Zwischenstufen vor dem eigentlichen Schwund) eingetreten war und nur nicht wie bei *y* und *v* mit den Mitteln der Brāhmī bezeichnet werden konnte<sup>22</sup>); wahrscheinlicher ist aber, daß die beiden Laute der Entwicklung vorausgeeilt sind. *b* ist in vielen Sprachen ein labiler Laut, der häufig in *v* übergeht, auch wenn die anderen Medien bleiben, z.B. im Italienischen und in süd-deutschen Dialekten; *j*, das wegen seines komplexen phonetischen Charakters zu allen Zeiten gefährdet war, wird nach Ausweis der Prakrit-grammatiker im Osten auch im Anlaut zu *y*. Schon Hoernle sah darin nicht das übliche *y*, sondern „an obscure sound, intermediate between *y* and *j*“<sup>23</sup>); die heutige Vulgäraussprache von ai. *j* als *z* im Bihari und Bengalischen, die im Assamesischen auch hochsprachlich gilt<sup>24</sup>), scheint auf ein palatalisiertes *z* mit leichter Kesselbildung zu weisen<sup>25</sup>). Auf größere Nähe an *y* wiederum deutet die gleichfalls schon von Hoernle in diesem Zusammenhang angeführte<sup>26</sup>) Grammatikernachricht, nach der in der Magadhi *ñj* in *ññ* (d. i. *\*ny*) verwandelt wird, und das von Lüders im *r-l*-Kapitel erwähnte (p. 53) *jalābuja* < ai. *jarāyujā*, dessen *b* hyperkorrekt für östlich *v* steht, das seinerseits durch Dissimilation aus *\*yarāyujā* eingetreten ist<sup>27</sup>). Die *y*-Schreibungen in p. *niya* „eigen“ für *nija*, *viraya* „frei von Leidenschaften“ für *viraja* usw. brauchen demnach nicht einmal als Vorstufen des späteren Schwunds gedeutet werden, sondern beruhen auf einem Zusammenfall von *j* und *y* in ein Phonem „stimmhafter Palatal schlechthin“. Dieser Zusammenfall ist keine östliche Besonderheit, sondern gemeinprakritisch. Aus hindi *jornā*, panjabi *joṛnā*, sindhi *joṛanu* usw. „verbinden“ < *\*joḍeti*, dissimiliert < *\*jojeti* < *yojayati*<sup>28</sup>) geht hervor, daß in den westlichen Prakrits der Übergang von anlautendem *y* in *j* älter ist als der von *j* zu *y* im Inlaut, daß also auch die im Westen unmittelbar auf die Palistufe folgende Sprachform mit Ausnahme der NW-Gruppe, die bis heute anlautend *j* von *y* scheidet, nur einen stimmhaften Palatal kannte, der nur phonetisch, nicht durch

<sup>21</sup>) Burrow a. a. O. (vgl. A. 12) p. 6 ff.

<sup>22</sup>) Vielleicht spiegelt auch das Schwanken in der Orthographie der AMg.-Schriften (vgl. oben p. 102) den Versuch wider, stimmhafte Spiranten zu bezeichnen. Bekanntlich erfuhr der Śvetāmbara-Kanon seine Endredaktion im Tamil-Gebiet, also unter der Substratwirkung einer Sprache, die als einzige in Indien von altersher stimmhafte Spiranten in allen Artikulationsklassen aufweist.

<sup>23</sup>) a. a. O. (vgl. A. 9) p. 17.

<sup>24</sup>) Grierson, ZDMG 50 (1896) p. 4.

<sup>25</sup>) Man wird dabei unwillkürlich an die sakische Schreibung von *z* durch *ys* erinnert, vgl. Lüders, *Philologica Indica*, p. 237 ff.

<sup>26</sup>) a. a. O. p. 21.

<sup>27</sup>) Für weitere Beispiele von *y-v*-Dissimilation im Mi. vgl. Referent, *Zwei Probleme der mi. Lautlehre*, p. 54.

<sup>28</sup>) Von Turner s. v. *jurnu* unwahrscheinlich aus einer ai. *t*-Erweiterung der  $\sqrt{y}$  erklärt. Daß die Ansatzstelle der ai. Palatale zerebral war, nicht dental, wie unser Lautgefühl meinen möchte, zeigt der ai. Auslautswandel vom Typus *\*virāj* > *virāt*.



seine Stellung im System von dem entsprechenden östlichen unterschieden war. Daß das Wort auch im Osten in dieser Weise dissimiliert erscheint (bengali *joṛā*, assam. *zoriba*), scheint andererseits Hoernles "obscure sound" wenigstens für nachbuddhistische Zeit die Aussprache *ž* zu sichern (also \**žožedi* > \**žoredi*).

Aus alledem ergibt sich, daß die Beispiele, die Lüders für den Schwund von *d* und *g, k* vorbringt, anders erklärt werden müssen. — Die zahlreichen Fälle, in denen sogar stimmloses *k* ganz ausgefallen sein oder hyperkorrekt für östlich *y, v* eingetreten sein soll, werden vorwiegend von Wörtern mit dem Ableitungssuffix *-ka* bestritten. Schon Geiger hatte vermutet, daß es sich bei den *ya*-Formen nur um morphologische Varianten mit dem verwandten *ya*-Suffix handelt<sup>29)</sup>, und Lüders hat diese Möglichkeit auch für einen Teil seiner Beispiele selbst eingeräumt (p. 78f.). Wenn bei Aśoka für ai. *-ika* häufig *-ikya* steht (p. 78), so ist das nicht die Folge einer durch nichts zu stützenden Palatalisierung von *k* durch vorangehendes *i*, sondern einfach eine orthographische Kontamination aus der volkstümlichen Form *-iia* und dem schriftsprachlichen *-ika*<sup>30)</sup>. Bei *sitodiya* „mit kühlem Wasser“ (p. 79) zeigt schon das *i*, daß es nicht mit *sitodaka* völlig identisch ist, sondern eine uralte dichtersprachliche Bildung von dem *ka*-losen Stamm. *Kāsiya* ist nicht von *Kāśika* abzuleiten (ib.), sondern Teilvokalform zu ai. *Kāśya*<sup>31)</sup>. Da die Bevorzugung des *ya*-Suffixes eine östliche Eigenart zu sein scheint und das Pali auch hierin dem Skt. nähersteht, können die *k*-Schreibungen *rathikā*, *supāsika* neben *rathiyā*, *racchā* „Straße“, *supāsiya* „mit gutem Öl“ (p. 107 und 79), *ghātikā* statt \**ghātiyā* „Tötung“ (p. 108), wenn man sie schon über den Rang von bloßen Schreibfehlern erheben will, ohne weiteres als morphologische Hyperpalismen gedeutet werden. *laṭukikā* „Wachtel“ ~ skt. *laṭvā*, *laṭvāka* (p. 109), *ālupa*, *āluka* ~ skt. lex. *ālu* „Batatenart“ (p. 115), *mālvā* „Art Schlingpflanze“ ~ skt. lex. *mālu* (p. 80) sind sicher Fremdwörter und daher zum Nachweis mi. Lautgesetze unbrauchbar (vgl. oben p. 99)<sup>32)</sup>. *roruva* „Hirsch“ hält Lüders für ein nach der gleichbedeutenden Höllenbezeichnung (skt. *rāurava*) umgestaltetes \**ruruva* < \**ruruka* (p. 80); es dürfte aber ein vom Intensivstamm *rōravāti* abgeleitetes thematisches Nomen sein. Das p. *suva* „Papagei“ entsprechende skt. *śūka* ist zwar schon im Rigveda belegt, aber da es sich dabei aller Wahrscheinlichkeit nach um eine onomatopoeische Bildung handelt<sup>33)</sup>, ist darauf kein großes Gewicht zu legen.

<sup>29)</sup> Pāli, Literatur und Sprache, p. 55.

<sup>30)</sup> Vgl. buddh. skt. *mṛgavyā* < mi. *migavā* + skt. *mṛgayā*, *yvāgu* (!) < mi. *yāgu* + skt. *yavāgu*, Ref. a. a. O. 54, A. 105.

<sup>31)</sup> So richtig Hauschild, DLZ, 76. Jg., Heft 11, Sp. 808 gegen Ref., MSS 4. p. 32 A. 4.

<sup>32)</sup> Das *k* von \**laṭukā* (mit Lüders aus metrischen Gründen für *laṭukikā* einzusetzen) ist wohl identisch mit dem sicher nicht deminutiven von skt. *laṭvāka*.

<sup>33)</sup> < \**k'uka*, \**k'uva*, vgl. kleinruss. *kāvka*, „Dohle“, lit. *kōva* id., kirchenslav. *sova* „Eule“ < \**kauā*, skt. *kokila* „Kuckuck“, usw. Zusammenhang mit der  $\sqrt{śuc}$

Das einzige Beispiel für *g*-Schwund, p. *sārāṇīya* (p. 85ff.), kann durch den p. 102 besprochenen Zusammenfall von *j* und *y* erklärt werden. Da im Ai., wie ein Blick in Whitneys „Roots“ zeigt, die *ana*-Formationen immer den Palatal, nie den entsprechenden Guttural im Stammauslaut haben, kann das Wort nicht auf *\*sārāgaṇīya* zurückgeführt werden. Zugrunde liegt vielmehr ein *\*sārājaṇīya*, dies wurde lautgesetzlich zu *sārāyaṇīya* (der Mahāvastu-Form), und im Pali trat schließlich noch wie in ai. *hiraṇmaya* < *\*hiraṇyamaya* Fernhaplogie der beiden *ya* zu *sārāṇīya* ein. Von der buddh. skt. Form *saṃrañjanīya*, die Lüders in seine Erklärung nicht einbeziehen kann, unterscheidet sich dieses *\*saṃrājanīya* nur durch das Fehlen des wurzelhaften Nasals; sein Schwund in der Ostform ist sicherlich nach dem Vorbild von *yāga* — *yājana*, *bhāga* — *bhājana* usw. früh analogisch eingetreten, und zwar nicht nur in *\*sārāñjana*, sondern auch in den entsprechenden Kausativformen. Dadurch erklären sich die scheinbaren Denominative *virāgayati*, *ārāgayati*, *saṃrāgayati* des buddh. Skt., auf die sich Lüders beim Ansatz seiner *g*-Form stützt: da in den dem buddh. Skt. zugrunde liegenden Prakritdialekten bereits Verschußlautschwund stattgefunden hatte (unten p. 106), war die Herkunft des *y* aus *j* in den nasallosen Formen *\*sārāyei*, *\*ārāyei*, *\*virāyei* nicht mehr eindeutig erkennbar, und es lag daher für die Sanskritübersetzer nahe, sie an die lautlich näherliegenden Sanskrit-Nomina *virāga* etc. anzuschließen. Im Ai. wären solche Denominative von Verbalnomina auf *-a* unerhört.

Mit den Beispielen für *d*-Schwund steht es nicht besser. *sāyati* „kosten“ statt *\*sādati* (p. 97f.) mag aus der Ostsprache stammen, ist aber nicht phonetisch entstanden, sondern durch Anlehnung an *ghāyati* „riechen“ zu erklären, vgl. bayr. *schmecken* im Sinne von „riechen“. Natürlich handelt es sich dabei um eine sprachwirkliche Änderung, nicht, wie Trenckner meinte<sup>34</sup>), um eine textliche Reimbildung; dadurch wird Lüders' Einwand, die Wörter stünden fast nie nebeneinander, gegenstandslos. *khāyita* „gegessen“ (p. 98f.) ist seinerseits an *sāyita* angelehnt, mit dem es in dem Kompositum *asitapītakhāyitasāyita* oft zusammensteht. *sampāyati* „bringt eine Antwort zustande“ (p. 91f.) kommt fast nur in der 3. Pers. vor und ist daher aus östlichem *\*sampādayadi* haplogisch vereinfacht, vgl. oben *sārāṇīya* < *\*sārāyaṇīya*. Daß *avāhayi* für *\*avāhadi* (d. i. *\*ava-a-had-i*) „du hast besudelt“ (p. 94f.) steht, erweist zwar der folgende Vers mit *ohadāmase* mit Sicherheit; aber Lüders' Schluß, die Form sei „aus der Sprache des Ostkanons stehengeblieben, wahrscheinlich weil man sie falsch verstand und von *vāhayati* ableitete“, ist nicht zwingend; man kann ebensogut glauben, daß *\*avāhadi* wegen der Seltenheit des Wortes<sup>35</sup>) und des altertümlichen Verhältnisses *avā-* : *o-*

„glänzen“ (Graßmann, Wörterbuch zum Rigveda, s. v. *sūka*) ist bestenfalls volksetymologisch gegeben.

<sup>34</sup>) Pāli Miscellany, p. 56f.

<sup>35</sup>) Das Wörterbuch der Pāli Text Society kennt es überhaupt nicht.

nicht mehr verständlich war und daher an eine vertrautere Form, die auch im Sinn leidlich paßte, angelehnt wurde. In *tay-idam* für *tad-idam* (p. 99) liegt einfacher Wechsel des Sandhi-Konsonanten vor, vgl. umgekehrt *yadariyo* für *ye ariyo*, *yad esa* für *yo esa*<sup>36</sup>).

Ein Wort bleibt freilich, in dem der *d*-Schwund nicht bezweifelt werden kann, *tāyi* für *tādi* < *tādṛś* „ein So-Gearteter“ als Beiname des Buddha (92ff.); aber die *d*-lose Form kommt nicht im Pali, sondern nur im buddh. Skt. vor, das keineswegs mit diesem auf derselben Stufe steht, wie Lüders anzunehmen scheint. Daß die Schriften in buddh. Skt. direkt aus der östlichen Substratsprache übersetzt worden seien, ist nicht nur historisch von vornherein unwahrscheinlich, sondern wird z.T. auch durch den Befund in den Texten widerlegt. Hiän-lin Dschi hat darauf hingewiesen, daß die Nominative auf *-u* in Teilen des Lalitavistara und Saddharmapuṇḍarika nur durch die Annahme eines bereits im Apabhraṃśa-Stadiums befindlichen Pakritdialekts erklärt werden können<sup>37</sup>), und E. Waldschmidt hat die Möglichkeit sekundärer dialektischer Differenzierung auch für andere Texte angedeutet<sup>38</sup>). *tāyin* kann also einer Lokalüberlieferung entstammen, die noch vor der Sanskritisierung im Verlaufe einer mehrere Generationen umfassenden mündlichen Überlieferung unvermerkt den Verschlußlautschwund der heimischen Umgangssprache mitgemacht hatte, und sagt daher für den Zustand der alten Ostsprache nichts aus. Auch *avayesi* statt *avadesi* in den gut 100 Jahre nach Aśoka abgefaßten Bhārhut-Inschriften (p. 100) ist aus chronologischen Gründen nicht beweiskräftig.

In dem den lautlichen Teil beschließenden Kapitel über die Entwicklung von Konsonantengruppen in der Ostsprache (p. 116—137) ist als besonders gelungen die Behandlung der Gruppe Zischlaut + Nasal hervorzuheben (p. 130—137). Daß in Paaren wie *sināna* neben *nahāna*, *taṣinā* neben *taṅhā* die *s*-Formen tatsächlich die östlichen sind, zeigt neben ihrer philologischen Sonderstellung<sup>39</sup>) und ihrem Vorkommen in östlichen Aśoka-Inschriften und der AMg. auch das vereinzelte, von Lüders noch nicht erfaßte buddh. skt. *taṣinā* neben sonstigem *ṭṛṣṇā*<sup>40</sup>). Aber eine andere Frage ist, ob im Osten tatsächlich *sin*, *siṅ* gesprochen wurde. Die Prakritgrammatiker schreiben vor, daß in der Magadhi *ṣṇ*, *sn* zu *sn* werden (p. 130 A.), und die modernen östlichen Dialekte haben keine Wörter, die den Ansatz eines Teilvokals ermöglichen, vgl. bihari *sūnū* „Schwiegertochter“, assam. *zon* „Mondlicht“, offenbar < *\*susnū*<sup>41</sup>), *\*josnā*, usw. Auch die Tatsache, daß in dem überwiegenden Teil der von

<sup>36</sup>) Beispiele nach H. Bechert, MSS 6, 10ff., wo die Erscheinung ausführlich besprochen wird.

<sup>37</sup>) NGAW, Phil.-Hist. Kl. 1944, Nr. 6, p. 141.

<sup>38</sup>) GGA 1954, 208. Jg., Nr. 1/2, p. 99.

<sup>39</sup>) Vgl. dazu Ref. a. a. O. (vgl. A. 27) p. 28f.

<sup>40</sup>) Mahāvastu I, 166 (durch Konjekturen aus *kaṣinā*, *vaṣinā* gewonnen).

<sup>41</sup>) *ū* nach J. Bloch, Marathe 425 analogisch aus *bahū* < ai. *vadhū*.

Lüders mitgeteilten Belege der Teilvokal metrisch nicht zählt, spricht dafür, daß er erst von den westlichen Buddhisten hineingehört wurde, die die Lautgruppe *sn*, *sn* in ihren Dialekten nicht mehr kannten. Bei den noch verbleibenden Belegen könnte eine ins Einzelne gehende Untersuchung vielleicht noch weitgehend die Form ohne Teilvokal als metrisch möglich erweisen, doch ist es auch denkbar, daß dieses Hilfs-*i* schon früh phonologisch aufgefaßt und zu einem Zeitpunkt, als für die Textgestalt noch das Alt-Bihari als verbindlich galt, die Lehre aber gerade im Begriff war, sich weitere Teile Indiens zu erobern, bei der Abfassung neuer Verse als metrische Lizenz verwertet wurde. Ausgegangen ist diese Verwendung von Fällen, die wie der *tasiṇā*-Vers Dhṛp 343 zweideutig waren: möglich wäre hier im dritten Pada auch *tanhā* oder *\*tasnā*<sup>42)</sup>, aber da der dadurch entstehende Rhythmus durchaus unüblich war, beließ man die westliche Aussprache *tasiṇā*. Ein Wort freilich scheint für den ursprünglich phonologischen Charakter der Teilvokale zu sprechen, p. *suṇisā* „Schwiegertochter“ < *snuṣā* neben *sunhā* (p. 135). Lüders leitet das Wort aus *\*sunusā* her, aber das von ihm angenommene Lautgesetz, nach dem in der Ostsprache die Vokalfolge *u — u — a* zu *u — i — a* „umgestaltet“ sein soll, wird auch durch die vorgebrachten drei weiteren Beispiele nicht wahrscheinlicher<sup>43)</sup>. Die Annahme des Referenten, *suṇisā* sei durch Metathese aus älterem, auch für echt-pali *sunhā* anzusetzenden *\*susinā* < *\*suṣṇā* herzuleiten<sup>44)</sup>, würde zwar auch die phonologische Realität des Teilvokals anerkennen, kann aber dahingehend modifiziert werden, daß die Metathese erst innerhalb des Pali eingetreten sei, um es dem heimischen *sunhā* anzugleichen. Das Parallelbeispiel, auf das man sich dabei stützen kann, buddh. skt. *kisara*, das erst im Verlauf der westlichen Tradition nach dem gleichbedeutenden, ursprünglich auch damit verwandten *kiccha* aus *kasira* umgebildet wurde, gestattet sogar, an eine Ostform *\*sinusā*, d. i. *\*s<sup>i</sup>ṇusā*, zu denken.

Weniger überzeugend ist die Annahme, daß in der Ostsprache geminierte Verschlußlaute erweicht worden seien (p. 116ff.). Abgesehen davon, daß das Neuind. auch in den östlichen Sprachen noch genau zwischen stimmhaft und stimmlos bei alter Geminata scheidet, würde diese Erweichung einen phonologischen Unterschied zum Westen bedingen, der angesichts der sonstigen Übereinstimmungen unerhört wäre; Lüders hat dabei wohl an die Erweichung einfacher Verschlußlaute als Parallele gedacht, aber hier ist der Osten ja nur in der Entwicklung vorausgeeilt,

<sup>42)</sup> Vgl. H. Smith, *Saddanīti-Index*, p. 1155.

<sup>43)</sup> *Purindada* (p. 38), Beiname Sakkas, für ai. *Purāṇḍara*, enthält entweder die Parallelförm *purī* für *pur* (Prof. H. Hoffmann mündlich), oder ist an *arindama*, Beiname tapferer Krieger und Śivas im Skt. angelehnt; Aśokas *munisa* „Mensch“ < *manuṣya* ist an *purisa* angelehnt, vgl. Turner s.v. *mānis*; Aśokas *no mina* hat wegen des *m* wohl überhaupt nicht mit skt. *no punaḥ* zu tun. *purisa* ist im Vokalismus vielleicht älter als *puruṣa*, doch kann, solange keine überzeugende Etymologie gefunden ist, überhaupt nichts Bestimmtes gesagt werden.

<sup>44)</sup> a. a. O. p. 82.

nicht ganz andere Wege gegangen. Das Hauptbeispiel, *abhivaddha* Dh p 335 für buddh. skt. *abhivṛṣṭa* (p. 117) ist sicher nur ein alter Fehler, der durch das gleich danebenstehende *pavaḍḍhati* hervorgerufen ist; daß das in einer singhal. Hs. stehende *abhivattam*, das schon wegen seiner irregulären Desaspirierung<sup>45)</sup> das Recht hat, als lect. diff. zu gelten, wirklich das ältere ist, zeigt Milindpañha 176; 197; 286 *abhivaṭṭa*, das doch schwerlich dem singhal. Abschreiber als Vorbild gedient hat<sup>46)</sup>. *jagghati* „lacht“ für skt. *jaḥṣati* zur *ḥas* (p. 117) ist ein Beispiel für die bekannte Regel, nach der das Mi. im Gegensatz zum Skt. die alte Stimmhaftigkeit der Gruppe \*gž beibehält<sup>47)</sup>. Für *sagghati* „wird können“ (p. 116) ist dieselbe Erklärung möglich, wenn man annimmt, daß bei seiner Entstehung nicht nur die stimmlos auslautende *ṣak* beteiligt war, sondern auch die *ṣah*, die in der Komposition mit *ud-* genau dasselbe wie *saknoti* bedeutet. Für den Einfluß von \**ucchagghati*, dessen Präsens *ucchahati* noch im buddh. Skt. und im Pkt. vorliegt, spricht auch die (von Lüders nicht erklärte) inschriftliche Variante *cagghati* (d. i. \**cagghati*), die doch am besten durch Abstraktion aus \**uccagghati* erklärt wird, in dem sekundäre Hauchdissimilation aus \**ucchagghati* eingetreten war. Bei AMg. *veḍḍhei*, *koḍḍha*, *seḍḍhi* ~ skt. *veṣṭati*, *kusṭha*, \**ṣliṣṭi* (p. 118) ist die Vereinfachung der Geminata erklärungsbedürftig<sup>48)</sup>, die Sonorisation ist nur eine Folgeerscheinung, die von der der übrigen einfachen Tenues durch nichts unterschieden ist; bei *lelu*, *leḍḍhukka*, *leḍḍu* ~ skt. *leṣṭu* weist außerdem die Dublette *loḍḍha* ~ skt. *loṣṭa* deutlich auf fremde Herkunft, und die typisch expressive Bedeutung („Erdkloß, Lehmpatzen“) läßt die Möglichkeit außergewöhnlicher Lautveränderungen offen. Überhaupt nicht einzusehen ist, warum man bei *ambāvaḍḍikiyā* Tōp. VII, Z. 23 „Mangohain“ von einem unbelegten \**vārtikā* statt von skt. *vāṭikā* ausgehen soll (p. 118). Auch für *aḍḍha* „8“ an derselben Stelle (p. 117 u.) erweisen pkt. *aḍḍhayāla*, *aḍḍhasattim* u.a. eine vorherige Vereinfachung der Geminata<sup>49)</sup>. Daß das nur dreimal belegte *kuṭṭa* „Paste“ (p. 119f.) in der Regel *kuḍḍa* geschrieben wird, beruht auf Verwechslung mit dem häufigeren *kuḍḍa* „Wand“ (skt. *kudya*). In *aḍḍhuddḍha* „dreieinhalb“ (p. 120f.) wird man leicht eine durch ungewöhnliche Lautzusammensetzung bedingte artikulatorische Entgleisung, die vielleicht erst inner-

<sup>45)</sup> Sekundäre Hauchdissimilation, vgl. Ref. a. a. O. p. 59 und Thieme, KZ 67, 188 ff.

<sup>46)</sup> Auch hier hat wie bei Dh p 335 eine birmanische Hs. die etymologisierende Schreibung *abhivutṭha*.

<sup>47)</sup> Wackernagel, Altindische Grammatik I, p. 239.

<sup>48)</sup> Das gilt vielleicht auch für *nimsiḍḍhiyā* Top. VII, Z. 24, wo indes die Schreibung zweideutig ist.

<sup>49)</sup> Vgl. Pischel, Grammatik der Prakrit-Sprachen § 67. Im Neuind. sind die *ḍh*-Formen weit verbreitet, aber vor allem im Westen, vgl. Turner s.v. *arsath*, *aṭhacālis*, *aṭhatis* usw. Die Beschränkung auf *arsath* „68“ < *aḍḍhasaṭṭhi* < *aṭṭhasaṭṭhi* im heutigen Nepali läßt vermuten, daß *ḍh* zuerst in dieser Form durch Dissimilation gegen das zweite *ṭṭh* eingetreten ist.

halb der westlichen Tradition auftrat, erkennen, wenn man die korrekte Form \**aḍḍhuttha* mehrmals rasch hintereinander, aber mit genauer Beachtung der phonologischen Merkmale ausspricht. — Was sonst von Konsonantengruppen mitgeteilt wird (*nd* > *nn* p. 125f., *ny* > *nn* p. 127ff., die sog. *i*-Epenthese p. 129f.), lohnt keine Diskussion, da die Beispiele vereinzelt sind und weitgehende Lückenhaftigkeit des Manuskripts vermuten lassen<sup>50</sup>).

Daß Lüders' Stärke mehr im Syntaktischen und Semasiologischen zu suchen ist als in der Beurteilung phonetischer Einzelheiten, zeigt der morphologische Teil der Arbeit, der sich in der Hauptsache um Eigentümlichkeiten der östlichen Nominalflexion bemüht (p. 138—160). Ein feines Sprachgefühl, verbunden mit einer meisterlichen Beherrschung der philologischen Methode, gestattet Lüders — wie schon bei dem Kapitel über die *e*-Nominative — die Neuinterpretation zahlreicher Formen und damit meist auch der Verse, in denen sie vorkommen. Ob freilich der Ablativ auf *-am*, der sich nur erstarrt vor bestimmten Verben findet (p. 138—143)<sup>51</sup>), als eine rein östliche Eigentümlichkeit zu gelten hat, scheint fraglich, seit ihn Alsdorf auch in der alten Jaina-Maharaṣṭri, einem im Kern westlichen Dialekt, nachgewiesen hat<sup>52</sup>); da der Wandel von auslautender Tenuis zu *-m* gemeinprakritisch ist, ist seine Erhaltung lediglich ein Archaismus, der wegen des Gleichklangs mit dem Nom. sg. des Ntr. und dem Akk. sg. des Ntr. und Mask. früh auf Verse und auch hier auf feste Wendungen beschränkt wurde. An dem Ansatz eines Akk. pl. auf *-am*, den es nach Lüders in der Ostsprache neben dem schon früher von ihm festgestellten aus *-āni*<sup>53</sup>) gegeben haben soll (p. 143—152), können überhaupt Zweifel angemeldet werden. Pisani hat durch die Gegenüberstellung von *tanham* < *ṭṛṣṇām*, *devam* < *devam*, *bharam* < *bharan* mit *vidvā* < *vidvān*, *aggī* < *agnīn* wahrscheinlich gemacht, daß *m* stets, *n* nur hinter kurzem Vokal zu *m* wird, während *n* hinter langem Vokal noch vor der Wirkung des Morengesetzes abfällt<sup>54</sup>); man darf also annehmen, daß ai. *devān* zuerst zu \**devā*, nicht zu \**devam* wurde. Aber auch bei der Annahme einer davon verschiedenen Entwicklung im Osten ist es schwer vorstellbar, daß diese dem Nom. sg. ntr., Akk. sg. ntr. und mask. und Abl. sg. homonyme Form länger als eine Sprechergeneration

<sup>50</sup>) Für die „*i*-Epenthese“ wird dies vom Herausgeber p. 129 A. 2 ausdrücklich vermerkt; bei der angeblichen Assimilation *nd* > *nn* in p. *Channa* ~ buddh. skt. *Chanda* und dem Wandel *nt* > *nd* in p. *mantabhāṇī* ~ Uv. 8, 10; 28, 2 *mandabhāṣī* fällt auf, daß eine Begründung für ihren östlichen Charakter fehlt (beim ersten ist es nur eine bei Eigennamen häufige Traditionsungenauigkeit, beim zweiten eine einfache Volksetymologie, die durch das Fehlen von *manda* < *mandra* im Pali herausgefordert wurde).

<sup>51</sup>) Zu den erstarrten Wendungen darf man auch den Abl. comp. in p. *dukkatāṃ seyyo* ~ buddh. skt. *kukṛtāc chreyaḥ* rechnen.

<sup>52</sup>) BSOAS 8 (1936) p. 329 ff.

<sup>53</sup>) *Philologica Indica* 288—290.

<sup>54</sup>) *Noterelle Pāli* (= Istituto Lombardo di scienze e lettere LXXXV, 1952) p. 5 A.

(nämlich die, die das Morengesetz durchführte) am Leben war. Tatsächlich ist es H. Bechert gelungen, die vorgebrachten Fälle weitgehend teils durch Interpretation als Singular, teils durch „unorganische Sandhi-Konsonanten“ oder anderswie zu erklären<sup>55</sup>). Als sicher können dagegen der östliche Lok. pl. auf *-chi* statt *-esu* (p. 152—157) und das Ptz. pr. auf *-o* statt auf *-am*, *-anto* gelten. Eine sprachgeschichtliche Erklärung der beiden eigenartigen Erscheinungen hat Lüders nicht versucht. Bei dem *h*-Lokativ ließe sich an ein erstes Anzeichen des im Apabhramśa ganz üblichen Übergang von suffixalem *s* > *h* durch Funktionsschwäche denken<sup>56</sup>), die zuerst nur zu *\*-hu*, später in Angleichung an den Instr. und Abl. zu *-hi* geführt hätte. Bei den *o*-Partizipien fehlt die genaue Proportion, die bei Umbildungen des Flexionsparadigmas zu fordern ist. Außerdem fällt auf, daß die Masse der Belege auf *sampajāno* „der Vollbewußte“ statt *sampajānam* oder *-anto* entfällt; es ist also anzunehmen, daß ein älteres *āna*-Partizip *\*sampajānāno* haplogisch zu *sampajāno* vereinfacht wurde<sup>57</sup>). Daß sich der zweite Beleg für diese Bildungsweise, *passo* „der Sehende“, analogisch nach dem ebenso zu erklärenden *jāno* „der Wissende“ gerichtet hat, legt nicht nur die ähnliche Bedeutung nahe, sondern auch die gleiche Konstruktion mit dem negierten Partizip: es heißt *acetanam . . . assuñantam jāno ajānantam . . .* J 307, 1 und *passati passo passantam apassantañ ca passati* Th 61. Die einzige Stelle, an der das so entstandene *o*-Ptz. im obliquen Kasus eines *a*-Stammes steht, *kiccānukubbassa kareyya kiccām* J 223, 1 (p. 159), weist seinerseits mit seiner manierierten Verwendung der *Figura etymologica* auf den *passati*-Vers als Vorbild und zeigt, daß man in der späteren Entwicklung der mi. Dichtersprache, als man von der eigentlichen Herkunft von *jāno*, *passo* nichts mehr wußte, die *o*-Partizipien an diese Stilfigur gebunden glaubte<sup>58</sup>). Die anderen Belege widerraten dem nicht. Der Wechsel von p. *visodhaye* ~ buddh. skt. *visodhayam*, p. *bhāvayam* ~ buddh. skt. *bhāvayet* verändert den Sinn nicht so, daß man nicht einen der auch sonst zahlreichen Ungenauigkeiten in der Überlieferung annehmen könnte; in der Gāthā *adhammam sārathi kayirā mam ce tvam*

<sup>55</sup>) MSS 6 (Sommer-Festschrift) p. 18—25.

<sup>56</sup>) Vgl. Ref., a. a. O. p. 80.

<sup>57</sup>) Der ausgedehnte Gebrauch, den wir hier von der Erklärung sprachlicher Veränderungen durch Haplogie machen (vgl. oben *sārānīya* p. 105, *sampāyati* p. 105), rechtfertigt sich durch den Charakter der in Frage stehenden Sprachdenkmäler. Der mechanisch leiernde Vortrag religiöser Texte verleitet viel mehr zu Zugeständnissen an die rein körperliche Seite des Sprechvorgangs als der lebendige Sprachverkehr, der sich stets bei vollem Bewußtsein und unter ständiger Kontrolle des etymologischen Gefühls abwickelt.

<sup>58</sup>) Daß der *passo*-Vers das sprachliche Vorbild für andere Verse abgegeben hat, ist sehr wahrscheinlich, denn das einmalige sprachliche Kunststück, einen ganzen Doppelsloka ausschließlich mit Präsensformen eines einzigen Verbums zu füllen, dürfte ihm bei dem für Wortspielereien stets empfänglichen indischen Publikum vielfach größere Bekanntheit gesichert haben als mancher tiefsinnigen, dichterisch wertvollen Zeile.

*nikhanam vane* J 538, 5. 9. 11 „du würdest ein Unrecht begehen, Wagenlenker, wenn du mich im Walde eingraben würdest“ paßt zwar das Partizip nicht zu dem konditionalen *ce*, aber für mi. Hörer muß diese Kontamination von zwei gleichbedeutenden Konstruktionen, *man* . . . *nikhanam vane* und *man ce* . . . *nikhane vane*, nicht so anstößig gewesen geklungen haben wie uns, sonst hätte man doch rechtzeitig die nach der Schulgrammatik korrektere Form *nikhane* eingesetzt.

Mit Staunen steht der Leser vor der Fülle des dargebotenen Materials, vor seiner scharfsinnigen philologischen und linguistischen Durchdringung. Wenn auch die künftige Forschung noch in manchen Einzelheiten zu abweichenden Ergebnissen kommen mag — der kühne Gedanke, das gesamte lautliche und morphologische System eines mi. Dialekts ausschließlich aus verstreuten Trümmern im Pali, den Inschriften und den Dramenprakrits zu erschließen, wird weiterwirken und, wenn nur die von Lüders gelehrten methodischen Grundsätze weiterhin mit der gleichen Strenge befolgt werden, noch zu ungeahnten Aufschlüssen in heute noch ungelösten Fragen der mi. Dialektgeographie führen.

München

Hermann Berger

**Wolfgang Krause**, Handbuch des Gotischen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1953. 8°. XX, 306 S.

Den Studierenden des Gotischen stehen seit langem wertvolle Hilfsmittel in Form von Textausgaben, Grammatiken, Handbüchern usw. zur Verfügung. Die bekanntesten der im 20. Jahrhundert erschienenen Lehrbücher sind erfreulicherweise von solcher Qualität und Anlage, daß sie sich noch lange Zeit bewähren werden. Das 1928 erschienene Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik von Ernst Kieckers sollte nach dem Vorwort „dazu dienen, Studierende der Germanistik bequem in das vergleichende Studium des Gotischen einzuführen“. Es bringt aber weit mehr Stoff als der durchschnittliche Studierende von heute bewältigen kann, und trotz der Kieckersschen Aussage, daß die zwei Jahre vorher von M. H. Jellinek herausgebrachte Geschichte der gotischen Sprache mehr für Fortgeschrittene und Forscher in Betracht käme, wird der Anfänger erfahrungsgemäß mit Jellineks Buch viel leichter fertig als mit Kieckers' breit vergleichender Darstellung. Beide Werke behaupten auch heute noch ihre Stellung. Unentbehrlich ist und wird noch lange bleiben W. Streitbergs Gotisches Elementarbuch (5. u. 6. Aufl. 1920), und zwar vor allem wegen des fast hundert Seiten umfassenden syntaktischen Abschnittes, aber dieses Buch ist nun leider seit einem Menschenalter nicht neu aufgelegt worden. Neugestaltet ist seit dem Ende der zwanziger Jahre dagegen W. Braunes ausgezeichnete Gotische Grammatik mit Lesestücken und Wortverzeichnis, indem die von K. Helm